

Jasmin Novak

"Pillango"

Impressum

© 2024 Jasmin Novak

Herausgeber: Robert Mayr

Texte © Copyright by Robert Mayr

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Coverbild Schmetterling: Nina Porras

Druck und Vertrieb im Auftrag Robert Mayr:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN: 978-3-99152-924-8



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und Robert Mayr unzulässig. Dies gilt insbesondere

für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Danksagung

Das Entstehen dieses Buches war ein mehrjähriger Prozess. Es bedurfte großer Ausdauer, zahlreicher Abstimmungen und Unterstützer, bis der Text in seiner endgültigen Form vorlag.

Robert Mayr (Textbearbeitung)

Ein besonderer Dank gilt folgenden Personen:

Jasmin Novak* (sie hat das im Buch geschildert Leben gelebt)

Andrea Gruber (Lektorat)

Brigitte Mayr (Lektorat & Beratung Textbearbeitung)

Joachim Steudel (Lektorat & Beratung Textbearbeitung)

Kirstin Mayr (Lektorat)

Nina Porras (Beratung, Ideen und Gestaltung des Schmetterlings am Buchcover)

Uli Bree (Beratung)

**Synonym*

Hinweis und Vorwort

Viele Jahre glich mein Lebensweg dem Taumelflug eines Schmetterlings. Obwohl ich heute über viele haarsträubende Situationen nur den Kopf schütteln kann, ist alles, was ich hier erzähle, tatsächlich passiert.

Meine Autobiografie erzählt vom Weg in ein besseres, "zweites Leben". Damit möchte ich Menschen in ähnlich tristen Lebenssituationen, im Besonderen ausgebeuteten, misshandelten und gedemütigten Mut machen. Veränderung ist möglich - trotz allem!

Würde zumindest ein Mensch dadurch motiviert, neu anzufangen, wäre das meine größte Freude.

Außerdem soll meine Geschichte zeigen, dass Hilfestellung, auch in aussichtslos erscheinenden Fällen, etwas bewirken kann. Und nicht zuletzt war der Schreibprozess wohl auch ein Stück meiner eigenen Vergangenheitsbewältigung. Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte werden die Namen aller vorkommenden Personen in Synonyme umgewandelt.

Prolog 1

Ein Schlag ins Gesicht und ein Messer an meinem Hals ließen mich trotz meines erheblichen Alkoholspiegels schlagartig nüchtern werden und hart in der Realität aufschlagen. Das Messer konnte ich nicht sehen. Doch das unheimliche Gefühl des kalten, harten Stahls an meiner Kehle und dazu die Drohungen und Befehle des Mannes über mir, ließen keinerlei Zweifel an ihren Absichten aufkommen. Die Typen wollten mich ficken. Ich wollte das nicht, hatte aber eine Scheißangst, die mich lähmte. Mehr als vor demütigenden sexuellen Handlungen hatte ich Panik, geschlagen oder verletzt zu werden.

Während einer der Männer gewaltsam meine Beine auseinander zwängte und seine beiden Kumpanen mich in dieser Position fixierten, fühlte ich mich wie der letzte Dreck. Nicht mehr als ein Stück Scheiße. Tränen schossen mir in die Augen, ich ließ meinen Kopf zur Seite fallen und presste meine Augen fest zusammen. Ein verzweifelter, hilfloser Versuch, die grausige Realität auszublenden. Schlimme Gedanken schossen durch meinen Kopf.

Werde ich das überleben? Und falls ja, wie soll ich danach je ein normales Leben führen können? Werde ich so wie meine Mutter? Schrecklich! Etwas Schlimmeres konnte es wohl kaum geben. Oder doch? Der Erste meiner Peiniger begann, grob in mich einzudringen, während ich mich wimmernd im eisernen Griff seiner Kumpanen wand.

Prolog 2

Dreck wohin ich schaue. Das düstere Zimmer hat nur ein kleines Fenster zur Straßenseite. Sie ist kaum frequentiert und steigert das Gefühl der Einsamkeit ins Unermessliche. Vor den verdreckten Scheiben hängt ein vom Rauch vieler Jahre schmutzig-grauer, nikotinstinkender, vergilbter Lappen. Der einstige Parkettboden ist eine abgetretene, fast vollkommen schwarze Masse. Die Möbel alt und desolat, die Luft unangenehm stickig vom kalten Rauch. Spinnennetze in allen Ecken. Wände und Decke schwarzfleckig vom Schimmel, der sich überall ausbreitet.

Gleich hinter der Eingangstür die Küche, kaum zwei Meter lang und im Wesentlichen nur mit einem Herd und einem schmutzstarrenden kleinen Kühlschrank möbliert. Dieser ätzende Gestank nach kaltem Rauch und Fett ist unerträglich!

Armut und Desinteresse hier etwas zu verbessern sind unübersehbar. Es ist so ekelhaft schmutzig, grau und trostlos in dieser Wohnung! Ich denke mit Abscheu daran, hier aufgewachsen zu sein.

Eine Maus huscht durchs Zimmer. Auch das noch! Wie komme ich hier weg? Komme ich irgendwann wieder hier raus? Ich war doch schon einmal weg! Warum bin ich jetzt wieder da?

Meine Haut fängt an zu jucken. Sicher gibt es auch Ungeziefer hier, und doch, ich muss hier schlafen! Ich könnte heulen. Dieser Dreck, die Dunkelheit und der Gestank hier drinnen erdrücken mich.

Ich fühle mich niedergeschlagen und habe Angst, hinauszugehen. Alle können sehen, aus welchem armseligen Dreckslotch ich komme. Fühle das beinahe körperlich, als wär es auf meiner Stirn eintätowiert. Mein Selbstbewusstsein ist im Keller. Ich will von hier flüchten, aber wohin ohne Geld und Arbeit?

O Gott, bitte lass mich nicht hier sterben! Hilf mir raus hier und lass nicht zu, dass ich für immer hierbleiben muss!

*Spare parts
And broken hearts
Keep the world turnin' around
(Bruce Springsteen)*

1. Alltag

Ungarn 1982 zur Zeit des Kommunismus. Russen und Spitzel waren allgegenwärtig, Polizeiwillkür und Gewalt an der Tagesordnung. Ich war 10 Jahre alt und wir lebten in einem schäbigen Budapester Außenbezirk. Damals war diese Gegend noch sehr ländlich, eher wie ein Dorf.

Anstatt asphaltierter Straßen gab es nur Feldwege. Die Menschen dort lebten von einem Tag zum nächsten, man konnte sich untereinander, half sich gegenseitig aus, bestahl einander aber auch. Gegenüber unserer ärmlichen Wohnung war ein ganzer Häuserblock von den Russen besetzt. Gerüchten zufolge betrieben sie dort ein Geheimlabor. Als Kinder kletterten wir öfter über den Zaun, um herauszufinden, was dahinter tatsächlich passierte. Dort waren Hunde in viele kleine Zwinger gesperrt, die erbärmlich jaulten und bellten. Wir vermuteten, dass an ihnen Tierversuche gemacht würden.

Es waren düstere Zeiten und obwohl der Kommunismus das Gegenteil predigte, gab es damals bereits große Unterschiede zwischen Arm und Reich. Eine Plattenbauwohnung bedeutete bereits Luxus und in der Schule saßen wir getrennt nach sozialen Schichten. Zigeuner und Kinder aus ärmeren Familien saßen ganz hinten. Je weiter vorne man saß, desto wohlhabender waren die Eltern.

Schon ab meiner Geburt verlief einiges ungewöhnlich. Es wurden zwei Geburtsurkunden mit um einen Tag differierenden Geburtsdatum ausgestellt. Aus mehr oder weniger widersprüchlichen Erzählungen meiner Mutter ist anzunehmen, dass die zeitlichen Verwirrungen unter anderem von ihrem damaligen Gefängnisaufenthalt - dessen Grund sie konsequent verschwieg - mit verursacht wurden.

Sie brachte, abhängig von Alkoholisierungsgrad und Gemütslage immer wieder die Geschichte einer Hausgeburt ins Spiel. Am plausibelsten finde ich aber jene Version, nach der wir damals ins Krankenhaus gebracht wurden, weil ich angeblich einen Wasserkopf hatte - weshalb die Flüssigkeit mittels eines Schlauches abgeleitet werden musste. Infolge der akuten Notsituation und der eiligen Einlieferung rund um Mitternacht ist es dann wahrscheinlich zur irrtümlichen Ausstellung der zwei voneinander, um einen Tag abweichenden Geburtsurkundenvarianten gekommen. Die Urkunde mit dem späteren Geburtstag dürfte die Richtige sein.

Womöglich waren das alles bereits Vorzeichen für das, was folgen sollte? Dafür will ich aber gar nicht das Schicksal allein dafür verantwortlich machen. Mein eigenes Unvermögen hat vieles zu den Problemen, mit denen ich zu kämpfen hatte, beigetragen.

Wie auch immer, jedenfalls erblickte ich an einem Tag im Dezember 1972 unter komplizierten Umständen das Licht der Welt. Auf den Krankenhausaufenthalt folgten meine Baby- und Kleinkinderjahre in einem Budapester Kinderheim, was darauf schließen lässt, dass im Leben meiner Mutter einiges aus dem Ruder gelaufen war. An diese erste Lebens-

phase erinnere ich mich nur mehr sehr bruchstückhaft und es ist davon ein diffuses Gefühl allgemeinen Unbehagens zurückgeblieben. Und ein Foto meiner Mutter, als sie mich dort besucht hatte. Kurz nach Entstehung dieser Aufnahme nahm sie mich anscheinend zurück. Ich erinnere mich noch vage daran, dass sie mich in einem Schrank versteckte, als jemand von der Behörde erschien, um mich wieder abzuholen. Später wurden Adoptionspapiere unterschrieben, die meiner Mutter offiziell das alleinige Sorgerecht übertrugen. Somit hatte ich von da an das zweifelhafte „Vergnügen“, unbegrenzte Zeit bei ihr wohnen zu dürfen. Irgendwann als sie im Suff wieder einmal besonders redselig war, erzählte sie mir, dass ein Ehepaar mich gerne adoptiert hätte. Allerdings sei das von ihr verhindert worden. Ihre Beweggründe dafür hat sie mir nie offengelegt. Wer weiß, wie anders mein Leben verlaufen wäre, hätte sie damals zugestimmt!

Von der Existenz meiner Halbschwester Elena erfuhr ich erstmals auf dem Weg vom Heim zur elterlichen Wohnung, wo wir einander das erste Mal begegneten. Trotz dieser überraschenden Tatsache verstanden wir Halbschwestern uns auf Anhieb prächtig und begannen gleich miteinander zu spielen. Mangels Spielzeugs, das es in diesem Haushalt auch später kaum gab, funktionierten wir einen herumstehenden Sessel ohne Beine zum Auto um, auf dem wir uns gegenseitig hin- und herschoben.

Doch unser lustiges Spiel wurde jäh unterbrochen. Ein Mann polterte herein, trat mich brutal herunter und prügelte auf mich ein. Nach dieser ersten Begegnung mit meinem Vater Tibi - tatsächlich war er mein Stiefvater, was ich damals

aber noch nicht wusste - hatte ich gehörige Angst vor ihm und versuchte, ihn möglichst nicht mehr direkt anzuschauen.

Er war so gut wie jeden Abend schlecht gelaunt und betrunken und schlug uns nahezu leidenschaftlich, wobei von uns Halbgeschwistern ich die meisten Prügel abbekam. So sehr ich mich auch bemühte, keinen Ärger heraufzubeschwören, ich konnte es nie recht machen und fragte mich immer wieder verzweifelt: Wieso hatte meine Mutter mich überhaupt hierher verschleppt?

Die behandelte er im Übrigen besonders brutal und drosch ungeachtet unserer Anwesenheit wie entfesselt auf sie ein. In solchen Situationen war ich gefühlsmäßig total zerrissen. Da war einerseits mein Mitleid und andererseits meine eigene Wut auf sie. Unsere Mutter bestrafte nämlich immer nur mich, meine Schwester hingegen so gut wie nie. So musste ich zum Beispiel oft stundenlang in der Ecke stehen, bis ich mich für mein angebliches Vergehen entschuldigt hatte. Ich hingegen war mir meistens aber keinerlei Schuld bewusst und es kostete mich enorme Überwindung, das über mich zu bringen. Meine Schwester spielte währenddessen draußen mit den Nachbarskindern und ich wollte auch so gerne dabei sein! Mein Verlangen, endlich zu ihnen gehen zu dürfen, wurde nach stundenlangem, erzwungenem Stillstehen schließlich übermächtig. Darum beugte ich mich widerwillig dem geforderten Ritual: „Entschuldige Mama!“

„Also gibst du zu, dass du wieder Blödsinn gemacht hast?“

„Ja ich gebe es zu!“

Worauf sie mich mit einem ärgerlichen „Also geh mir aus den Augen!“, wegscheuchte.

Meiner Schwester blieben solche Situationen erspart. Ich hatte das Gefühl, dass sie wegen ihres entzückenden Äußeren von unserer Mutter bevorzugt wurde. Sie sah auch wirklich aus wie ein kleiner Engel, mit großen blauen Augen, lockigem, langem blondem Haar und ihrem großen Mund mit den vollen Lippen.

Alles, was von dem wenigen Lohn meines Vaters überhaupt möglich war, wurde für sie gekauft. Elena selber war sich der deutlichen Besserstellung mir gegenüber gar nicht bewusst. Trotz des nur einjährigen Altersunterschiedes benahm sie sich noch wesentlich kindlicher als ich.

An Geburtstagsfeiern erinnern wir beide uns nicht. Weihnachten mochte ich zwar, weil da immer - wenn auch billige - Geschenke auf der Fensterbank lagen, aber das Drumherum war ein einziges Desaster. Tibi kaufte jedes Jahr wieder einen viel zu großen Baum für unsere winzige Wohnung, der dann auch manchmal umfiel. Die Eltern feierten am Vorabend des Heiligen Abends immer ausgiebig im Pub mit reichlich Alkohol. Am 24. Dezember war unsere Mutter dann entweder ganz verschwunden oder es herrschte dicke Luft, bis sie endlich wieder ins Pub gehen und dort weitertrinken konnte.

Wahrscheinlich auch als Folge meines traumatischen Einstieges in das Familienleben, war ich kränklich, hochsensibel und litt an verschiedenen Kinderkrankheiten. Auch deshalb musste ich oft in der Wohnung bleiben, während meine Schwester draußen spielte. Es plagten mich zudem zahlreiche Allergien, in einem Jahr gegen Eier, in einem anderen gegen Erdbeeren und so weiter, weshalb mich meine Mutter des Öfteren gegen meinen Willen zum Arzt schleppte, wo ich

mich protestierend am Boden wälzte. Der empfahl ihr, mich zur Beruhigung mit einem Kübel voll eiskaltem Wasser zu überschütten. Einmal setzte sie diese zweifelhafte Therapieempfehlung tatsächlich in die Tat um, worauf mir vom Kälteschock Stimme und Luft wegblieben.

Nach diesem kleinen Auszug aus dem unerquicklichen Sammelsurium meiner Kindheitserinnerungen setze ich meine Rückblende - inzwischen bereits im Schulalter - fort. Ich war spindeldürr, mit feinem, dunkelblondem Haar und einem, für diesen Körper, überdimensionierten Kopf, was eine Bestätigung für die Wasserkopf-Geschichte meiner Mutter sein könnte. Mit großen grünen Augen betrachtete ich die Welt um mich herum hellwach und mit größter Aufmerksamkeit.

In meinen Erinnerungen erscheint ein sonniger Spätherbsttag 1982. Damals war ich zehn Jahre alt. Ich kam gegen Mittag von der Schule nach Hause und spürte schon an der noch versperrten Wohnungstür, dass etwas anders war als gewöhnlich. Aus der Wohnung roch es nach verbranntem Essen. Ich suchte den Reserveschlüssel zwischen den an der Wand aufgeschichteten Holzscheiten, ertastete ihn blind, öffnete die Eingangstür und stand gleich darauf in der rauchgeschwängerten Küche. Das würde Ärger geben!

Es überkamen mich, wie so oft, diese beklemmenden Gefühle - eine Art Flashback in die regelmäßig wiederkehrenden häuslichen Prügelexzesse. Gleichzeitig tobten Fragen in mir. Fragen, die ich mir heimlich stellte, jedoch aus Angst vor neuerlichen Misshandlungen nicht auszusprechen wagte. Warum bin ich hier? Warum hat sie mich eigentlich adoptiert? Warum überhaupt eine Adoption, wenn ich doch ihre Tochter

bin? Warum haben sie mich aus dem Kinderheim zurückgeholt, obwohl ich mich von ihnen weder gewollt noch geliebt fühlte? Dabei stand mir wieder dieses Bild einer hübschen, schwarzhaarigen Frau vor Augen, wie sie mich an ihrer Hand erstmals aus dem Kinderheim in diese schäbige Wohnung brachte.

Der beißende Gestank holte mich zurück in die Gegenwart. Meine Erinnerungen verflüchtigten sich so schnell, wie sie gekommen waren. Ich drehte das Gas ab, stellte die heißen Töpfe auf den Steinboden und ließ die Küchentür weit geöffnet, um Rauch und Geruch abziehen zu lassen. Meine Erfahrung sagte mir, dass meine Mutter wieder einmal urplötzlich und für unbestimmte Zeit, verschwunden war. Ein neuerlicher Supergau stand bevor!

Schon am Vorabend waren die Eltern gemeinsam betrunken aus ihrem Stammlokal gekommen und stritten sich danach lautstark, worauf Tibi meine Mutter wieder einmal verprügelte. Die papierdünnen Wände der Wohnung übertrugen diese unerträglichen Geräusche nahezu ungefiltert.

Um dem Vater (aus Gründen, auf die ich später näher eingehen werde, nenne ich meinen Stiefvater so) zumindest einen Grund weniger für seinen Zorn zu liefern, bemühte ich mich jetzt schleunigst alle Spuren zu beseitigen und gründlich aufzuräumen. Dass er noch nicht da war, erleichterte die Situation zumindest fürs Erste. Nachdem der Großteil des Gestankes abgezogen war und ich die letzten Handgriffe erledigt hatte, kam Elena heim. Grußlos fragte sie sofort:

„Wo ist Mutti?“

„Sie ist wieder mal verschwunden.“ Obwohl ich meiner Stimme einen festen Klang geben wollte, zitterte sie hörbar.

„Was machen wir jetzt?“ Ihre großen, fragenden Augen musterten mich fragend.

„Wir versuchen, sie zu finden, bevor Papa nach Hause kommt.“

„Aber ich hab' Hunger!“, maulte Elena.

Trotz meiner eigenen Verzweiflung und Wut auf meine Mutter, die es wieder einmal vorgezogen hatte, einfach abzuhaufen und mich mit allen Problemen allein zu lassen, versuchte ich, nach außen hin stark zu sein. Ich strich für Elena rasch ein paar Schmalzbrote und mit dieser Stärkung in der Hand machten wir uns auf die Suche. Als wir nach einer stundenlangen Odyssee die Tür eines Lokals öffneten und dort tatsächlich unserer Mutter entdeckten, waren wir sofort enorm erleichtert. War es doch mittlerweile die fünfte Gaststätte auf unserer Suchaktion! Überall hatte man uns erstaunt angeschaut und zu verstehen gegeben, dass kleine Mädchen abends nach Hause gehören und nicht in mehr oder weniger zwielichtige Bars. Wir hatten große Angst in dieser für uns damals so fremden, bedrohlich wirkenden Atmosphäre. Elena sicherlich noch viel mehr als ich.

Meine Schwester lief schnurstracks zu Mama, nahm sie an der Hand und sagte: „Komm, Mutti, gehen wir heim!“

Die antwortete bereits merklich lallend:

„Ich bleib hier, gehe nirgendwo hin!“ Der Alkohol hatte ihre Gedanken leicht, ihre Zunge jedoch schwer gemacht.

Stinksauer über ihr unmögliches Verhalten fuhr ich sie an:

„Du bist wieder besoffen, schau dich an, wie du nur aussehst! Du bist eine Schande und keine Mutter! Ich hasse dich!“

Sie reagierte nicht einmal darauf, aber einer der umstehenden Arbeiter meinte tadelnd:

„So spricht man nicht mit seiner Mutter!“

Diese Situation war einfach zu viel für Elena. Sie begann zu weinen. Kurz entschlossen packte ich ihre Hand und zerrte sie aus dem Lokal. Sie jammerte,

„Wir müssen Mutti nach Hause bringen, sonst erschlägt Vater uns!“,

„Wie stellst du dir das vor? Du siehst ja, was los ist?“, herrschte ich sie daraufhin ebenso überfordert, an. Elena sagte danach nichts mehr, sondern starrte mich nur völlig verzagt und verzweifelt an. Einen weiteren Versuch zurückzugehen, um unsere Mutter zum Mitkommen zu überreden, wagten wir nicht mehr. Hand in Hand, unverrichteter Dinge und schweren Herzens machten wir uns auf den Heimweg. In solchen Momenten war meine Eifersucht auf das Lieblingskind unserer Mutter verflogen. Es war mein einziger Trost, wenigstens irgendjemand an meiner Seite zu haben.

2. Anna und Tibi - Meine Eltern

Annas Vater, ein kleiner Beamter, hatte sich nach dem Tod ihrer Mutter wiederverheiratet. Offenbar wollte oder konnte er nichts dagegen unternehmen, dass diese neue Frau seine ungewollte „Mitgift“ Anna in ein Kinderheim brachte. Von

dort war sie schon einige Male abgehauen, bevor sie als Siebzehnjährige Tibi traf. Einen Rebellen mit langen Haaren, wunderschönen blauen Augen und einem trainierten Körper wie ein Adonis. Sie fühlte sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Allerdings war sie da bereits seit mehreren Wochen schwanger, jedoch nicht von Tibi! Eine Schwangerschaft war damals einer der wenigen Wege, um legal dem Kinderheim zu entkommen. Wobei die meisten Mädchen sich damit zwar selbst befreiten, ihre Neugeborenen jedoch in der Klinik zurück- und dort ihrem Schicksal überließen.

Als Anna schließlich Tibi die Schwangerschaft beichtete, akzeptierte er das zu ihrer Überraschung und großen Freude, weil er sie damals seinerseits grenzenlos liebte. Somit durfte sie endlich das verhasste Kinderheim verlassen! Wie ich viel später, teilweise durch Erzählungen meines Stiefvaters erfuhr, war ich aber keineswegs das erste Kind meiner Mutter. Vor mir hatte sie bereits zwei Kinder geboren.

Der weitere Verlauf ihrer Beziehung entwickelte sich jedoch wenig erfreulich. Meine Mutter war beileibe kein Engel. Ihre Probleme mit dem Alkohol, ihr Hang mit anderen Männern nicht bloß zu flirten, sowie einige ihrer anderen Verhaltensweisen brachte den ohnehin schon eifersüchtigen Tibi regelmäßig in Rage. Nach der Geburt meiner Schwester Elena bekam Anna wohl mehr Schläge als Liebe. Einmal übergoss er sie sogar mit siedendem Wasser, wovon sichtbare Brandnarben auf ihrer Haut zurückblieben.

Anna hatte in ihren diversen Jobs nie lange durchgehalten und schon nach kurzer Zeit begonnen, im Gasthaus zu trinken und sich mit Männern einzulassen. Obwohl wir das Geld